

Langsam löst sich der feste Klammergriff. Die Finger drücken eine Spur weniger in meine Schulter, an der sich der alte Mann festhält. Der harte, verkrampfte Arm erlaubt sich eine kleine Lockerung und sinkt langsam Richtung Bettdecke. Jetzt bloß nicht bewegen, nicht ruckeln, das Körpergewicht am besten nicht verlagern, denn die Entspannung, die Herr T. zulässt, ist nur hauchdünn. Die Muskeln hellwach, in Habachtstellung. Die kleinste Regung und blitzschnell stehen sie wieder unter maximaler Leistung.

Und die ist erstaunlich groß, wenn man bedenkt, dass der Mensch, dem sie gehören, nur noch ein kleines Häufchen Leben ist, unfähig die Augen richtig zu öffnen, zu sprechen oder gar den Körper gezielt in irgendeine Richtung zu bewegen. Hier ist jemand schutzlos, nackt und völlig dem ausgeliefert, was andere mit und an ihm vollführen. Dass dieser Mann sich dennoch mit so einer Vehemenz festkrallen kann, scheint mehr Reflex als alles andere zu sein. Er hat Angst. Er, der dem Tod schon so nahe ist, hat Angst, weil Schwester Ursula ihn auf die Seite rollt, um ihm den Rücken zu waschen. Angst, aus dem Bett zu fallen, hinabzusinken in eine Leere, die ihn vielleicht nicht mehr loslassen wird.

Ursula streicht dem Mann mit den tiefen Wangenhöhlen weiter ganz behutsam mit dem lauwarmen Waschlappen über den knöchernen Rücken. Die Monotonie ihrer Bewegung und die darin liegende Sanftheit tun ihr Werk: Der Widerstand ist gebrochen, die mit feinen Äderchen durchzogenen papierenen Augenlider schließen sich fest, der rasselnde Atem durch den offenen Mund wird ruhiger und eine Minute später findet auch der Arm endlich Ruhe auf der durch ein Handtuch geschützten Decke.

Nahezu zeitgleich entkrampfe auch ich mich. Richte meinen Rücken auf, schüttele mir die Haare aus dem Gesicht und merke erst jetzt, dass ich schwitze. Das ist mir unangenehm, schließlich stehe ich erst wenige Minuten da und bin schon so angestrengt als hätte ich bereits die ganze Acht-Stunden-Schicht hier im Münchner Christophorus-Hospiz, wo Menschen zum Sterben herkommen, hinter mich gebracht. Es beruhigt mich ein wenig als ich sehe, dass auch die Profi-Hospizschwester Ursula ein rotes Gesicht hat. Herr T. lehrt mich, dass auch ein vom Krebs völlig ausgezehrt Körper, der kaum unter der Bettdecke zu sehen ist, noch Kräfte entwickeln kann, die ihm keiner zutraut. Erleichtert nehme ich das Wännchen



Leben, wo gestorben wird

MK-Redakteurin Susanne Holzapfel macht die Erfahrung, dass in einem Hospiz der Tod auch mal weit weg sein kann

mit dem wolkigen Seifenschaum und leere das Wasser im Waschbecken aus. Der Mann ist eingeschlafen, es riecht frisch und die Geschäftigkeit hat einer Ruhe Platz gemacht, die wohltut.

Ursula hat das Zimmer bereits verlassen. Ich schaue mir die Fotos in dem großen Bilderrahmen an der Wand an: Herr T. zwischen seinen beiden erwachsenen Söhnen, er blinzelt ein bisschen gegen das Sonnenlicht; Herr T. am Kaffeetisch wie er scheinbar laut lacht und eine Frau ihre Hand auf seinen Arm legt; Herr T. bei einer Wanderung, Bäume und Berggipfel im Hintergrund. Herr T. mitten im Leben und dann das Bett gegenüber, das Herr T. aller Voraussicht nach nie mehr verlassen wird. Sein volles Leben hier, sein endendes da. Ich streiche ihm zum Abschied noch einmal über den beinahe kahlen Kopf, sage Aufwiedersehen und weiß doch, dass es das nicht geben wird.

Draußen auf dem schmalen Gang ist kaum ein Durchkommen. Der Putzwagen auf der einen Seite, der Frühstückswagen auf der anderen. Bruno, der Pfleger, verschwindet hinter

der Tür eines Bewohners, während Martin, der Hausmeister, dabei ist, die Deckenlampe zu reparieren. Ein Telefon klingelt, die Köchin Birgit begrüßt freudig eine Frau, und im Stationszimmer riecht es nach Kaffee.

Ja, an diesem Ort wird gestorben, keine Frage. Aber es wird auch gelebt, daran gibt es ebensowenig Zweifel. Und genau das ist es, was die Sache so viel einfacher macht, als ich es mir vorgestellt hatte. Das völlig selbstverständliche Nebeneinander von beidem nimmt dem Sterben, das hier beinahe täglich passiert, seinen Schrecken. Sollte Herr T. beispielsweise nicht mehr aufwachen aus diesem Schlaf, in dem ich ihn zurückgelassen habe, so wird es gut sein und richtig, und er wird bis zu seinem letzten Atemzug unter liebevollen Menschen gewesen sein, deren einziges Ziel es ist, ihm diese letzten Lebenstage so angenehm wie möglich zu machen. Wenn schon sterben, denke ich, dann so. Genau so.

Mit diesem Gedanken und einem Tablett mit Kaffee, Frühstücksei und einer halben Semmel mit wenig Butter öffne ich die nächste Türe. Mit einem freundlichen Lächeln begrüßt mich eine weißhaarige Dame, die komplett angezogen, aufrecht auf ihrer Bettkante sitzt. Sie bittet mich, das Tablett

auf dem kleinen Tischchen am Fenster abzustellen. Statt im Bett möchte sie gerne im Rollstuhl sitzend frühstücken. Wahrscheinlich wegen des Blicks in den Garten und auf das Vogelhäuschen, das direkt vor ihrem Fenster hängt. Nachdem sie mir erzählt, dass ihr Mann heute um neun Uhr kommen wird, lasse ich sie in Ruhe allein frühstücken.

Wie fühlt sich das an?

Hier gibt es nichts weiter zu tun, als das Bett ein bisschen aufzuschütteln und ihr einen schönen Tag zu wünschen. Von der Morgenbesprechung bei Schichtbeginn weiß ich, dass auch der Körper dieser Frau durch und durch von Krebsgeschwüren befallen ist. Wäre ich ihr irgendwo anders begegnet, ich hätte davon nicht das Mindeste bemerkt. Hier aber sehe ich den Perfusor, der ihr kontinuierlich Schmerzmittel zuführt. Morphium, wie ich gelernt habe. Ein Segen, dass damit so viel Leid gemildert werden kann, zumindest das körperliche.

Und was ist mit dem Geist, mit der Seele, mit dem, was uns jenseits unseres Körpers ausmacht? Ich versuche,





Foto: Fotolia

mir vorzustellen, wie ich mich fühlen würde, wenn ich in einem dieser acht Zimmer im Erdgeschoss leben würde. Könnte ich mich noch freuen an den Besuchen, an den Gesprächen, dem Lieblingsessen, das man mir hier zubereiten würde oder wäre nicht jeder Augenblick vergiftet von den ständigen Gedanken an den Tod, an das Sterben, das Unbekannte, das Dunkle, das Niemehrwieder? Es klappt nicht, ich kann dieses Bild nicht vor mir entstehen lassen. Darüber bin ich nicht traurig und verschiebe es fürs erste auf einen anderen Zeitpunkt.

Jetzt will ich erstmal noch Frau H. besuchen. Auf die bin ich schon die ganze Zeit neugierig. Ursula hat mir erzählt, Frau H. hätte gesagt, dass es ihr noch nie in ihrem Leben so gut gegangen sei wie hier. Merkwürdig. Nicht zu glauben. Jedenfalls will ich wissen, was das für ein Mensch ist, der sowas sagt. Außerdem habe ich zu meiner großen Überraschung erfahren, dass Frau H. in ihrem Zimmer rauchen darf. Auch das kann ich nicht so recht glauben: In einem Krankenzimmer rauchen, wo gibt's denn sowas? Ursula hat gelacht, als sie mein ungläubiges Gesicht gesehen hat und gesagt: „Die Menschen sollen sich hier möglichst wie zuhause fühlen. Und

wir werden nicht von einem Raucher verlangen, dass er damit aufhört.“

Hört sich einleuchtend an, aber eben auch ein bisschen verrückt. Ich klopfte an die Tür, drückte langsam die Klinke nach unten und kann sofort riechen, dass Ursula mich nicht angeschwindelt hat. Hier wird gepafft und Rauch hin oder her, hier ist's gemütlich. Frau H. lädt mich auf eine Zigarette ein, und das lasse ich mir nicht zweimal sagen. Und so sitzen

Qualmen und Quatschen

wir also, qualmen die Bude voll und reden und reden und reden. Ich veresse, dass ich hier in einem Zimmer bin, in dem gestorben wird. Es könnte ebensogut das Wohnzimmer von Frau H. sein. Richtig hübsch hat sie es sich hier gemacht. Ein paar eigene Möbel hat sie mitgebracht, viele Bücher, Fotos in schweren Bilderrahmen und allerlei Krimskrams, den ich aus dem Augenwinkel immer wieder wahrnehme.

Und ja, auch ihr ungeheuerlicher Satz – nie sei es ihr in ihrem Leben so gut gegangen wie hier – stimmt. Sie wiederholt ihn überzeugend, und auf die Frage, wie das denn sein könne, sagt sie: „Zum ersten Mal in meinem Leben habe ich keine Verantwortung, Hier muss ich mich um nichts kümmern. Das ist herrlich.“ Sie bekomme viel Besuch, ihre drei Kinder, einige Freundinnen und ehemalige Kolleginnen, das genieße sie richtig. „Mit meinen Kindern war ich lange nicht mehr so nahe wie jetzt“, sagt sie und lächelt so, dass man ihr auf der Stelle glaubt. Wir sprechen nicht über ihre Krankheit und schon gar nicht über den Tod. Diese Themen passen einfach gerade so gar nicht hierher, und wer sagt denn, dass man darüber sprechen muss, nur weil man in einem Hospiz ist. Als es für mich Zeit wird zu gehen, verabreden wir uns für das nächste Wochenende. Sonntagnachmittag, ich werde Kuchen mitbringen. Ob wir dann über den Tod sprechen werden? Mal sehen. Kann sein, schließlich ist er wirklich ein Teil des Lebens. Nie habe ich die Wahrheit dieses Satz stärker gefühlt als in diesem Moment.

Susanne Holzapfel

Die Autorin ist MK-Chefin vom Dienst.

Unsere Serie

Im Heiligen Jahr der Barmherzigkeit führen MK-Mitarbeiter im Selbstversuch die sieben leiblichen Werke der Barmherzigkeit aus.

Barmherzigkeit als Beruf

„Ich lüge meine Patienten nicht an“



Ursula Grötsch-Franke arbeitet seit sechs Jahren im Christophorus-Hospiz.

Foto: Holzapfel

Ursula hat eine Fähigkeit, für die es – zumindest in der deutschen Sprache – noch kein passendes Wort gibt. Selbst die mittlerweile schon inflationär gebrauchte Rede vom „Multitasking-Talent“ trifft das, was diese Frau drauf hat, nur sehr, sehr unvollständig. Vermutlich wird auch folgende Beschreibung nicht zur Gänze sichtbar machen können, was die 53-jährige Hospiz-Pflegekraft auszeichnet – nichtsdestotrotz: Ursula kann zeitgleich einen Patienten gleichermaßen liebevoll wie effizient versorgen. Während ihre Hände tun, was sie unzählige Male getan haben, scannen ihre Augen den Mann ab, dem sie den Rücken wäscht, immer auf der Suche nach Anzeichen dafür, wie sie ihrem Schützling sein Dasein erleichtern kann. Wiederum zur selben Zeit hört sie aufmerksam zu, was der kranke Mann über die vergangenen Stunden zu berichten hat. Ursula registriert alles, das Ausgesprochene, aber auch das, was zwischen den Zeilen ungesagt bleibt. Und darauf, dass sie eine Lösung für das Problem mit dem Rücken, dem Kissenbezug, der Kaffeetasse und der Beleuchtung hat, kann man sich beinahe hundertprozentig verlassen. „Die Ursula erfüllt einem die Wünsche, schon bevor man selbst weiß, dass man sie hat“, bringt es eine Patientin auf den Punkt. Ihr hat beispielsweise das Bild an der Wand nicht gefallen. „Zu düster“, sagt sie. Einmal habe sie das ganz kurz erwähnt und es habe keine Stunde gedauert, bis Ursula mit einem neuen, fröhlichen Blumenmotiv zur Tür hereinkam.

Seit fast sechs Jahren arbeitet Ursula Grötsch-Franke jetzt als Palliativ Care Fachkraft im Christophorus Hospiz in München. Zu erkennen, dass da eine mit Leib und Seele, mit viel Verstand und noch mehr Gefühl ihren Beruf ausübt, dazu braucht es keine besonderen Fähigkeiten. Sie ist die richtige Frau am richtigen Ort. Angefangen hat sie vor vielen Jahren als Krankenschwester in

der Internen Station einer Klinik, später war sie lange Zeit als Krankenpflegerin in einer Sozialstation tätig. Helfen, für andere da sein, das war ihr Wunsch von Anfang an. „Es ist befriedigend, eine Arbeit zu machen, die sinnvoll ist“, sagt sie und: „Hier im Hospiz sind die Arbeitsbedingungen auch so, wie sie sein sollen. Hier hat man die Zeit und die Ruhe, sich wirklich um den Menschen zu kümmern.“ Ursula weiß das noch immer jeden Tag zu schätzen, speziell mit Blick auf die vielen Pflegenden, die derart unter Zeitdruck stehen, dass sie selbst und auch ihre Patienten gewaltig darunter leiden.

Natürlich spielt der Tod in Ursulas Leben eine große Rolle. „Aber“, sagt sie, „man muss nicht glauben, dass ich deswegen auf meinen eigenen einmal besser vorbereitet sein werde.“ Jeder Mensch sterbe anders, und wenn ihre Tätigkeit sie eines gelehrt habe, dann ist es die Erkenntnis, dass sich im Zusammenhang mit dem Sterben nichts vorhersagen lasse. Oft werde sie von Patienten oder Angehörigen gefragt, wie viel Lebenszeit in dem einen oder anderen Fall noch bliebe, ob das Sterben schnell ginge, ob es schwer werden wird oder leicht. Darauf verweigert Ursula regelmäßig eine Antwort, wohingegen man von ihr immer erfahren kann, was der Stand der Dinge ist. „Ich lüge meine Patienten nicht an. Das ist ja das Schöne hier, dass man nicht drumrum reden muss.“

Gewöhnt hat sie sich an den Tod bis heute nicht. Natürlich gebe es Menschen, deren Sterben ihr so nahe geht, dass sie aufpassen muss, davon nicht dauerhaft niedergedrückt zu werden. So erzählt Ursula von einem 17-jährigen Mädchen, das noch längst nicht sterben wollte, das im Hospiz noch Geburtstag gefeiert habe und das am Ende doch dem Krebs erlegen ist, der in ihrem Körper gewütet hat. „Das war hart“, erinnert sich Ursula, die selbst Mutter zweier Mädchen in einem ähnlichen Alter ist. Zum Glück habe sie tolle Kollegen, die in einer solchen Situation viel auffangen, dazu kommt die Supervision und dann natürlich noch Ursulas ganz persönliche Geheimwaffe gegen Traurigkeit und Schmerz: „Wenn ich Feierabend habe, setze ich mich in mein Auto und drehe die Musik voll auf. Am besten: Rockmusik.“ Die Fahrt zu ihrem Wohnort im Landkreis Erding dauert etwa 35 Minuten, und wenn sie dort aussteigt, haben die harten Gitarren-Riffs und die wummernden Bässe ihr die dunklen Gedanken aus dem Kopf geblasen.

Susanne Holzapfel